

Nr. 156 Bydgoszcz, 12. Juli Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

(23. Fortsetzung.)

Adams: „Wenn Binnie wirklich, wie Sie behaupten, auf so niederträchtige Weise ausgebeutet worden ist, wie kommt es dann, daß nur Sie davon wissen und nicht auch die vielen anderen Menschen, die bei der Herstellung der Binnie-Casilla-Filme beschäftigt waren?"

Roland: „Oh, alle wissen es, — angefangen beim Generaldirektor Eddy Pick bis zum Klappen-Boy hinunter!"

Adams, mit schleimiger Milde: „Sie sollen nicht sagen können, Roland, daß Sie von seiten der Anklage hier nicht fair behandelt worden wären. Nennen Sie die Verbrechen, die Sie meinen, und man wird die Leute, die Sie als Zeugen dafür angeben, hier verhören."

Roland: „Das wäre vergebene Mühe. Keiner, aber auch kein einziger wird hier so etwas aussagen. Die Leute würden nicht nur von Mister Pick hinausgeworfen werden, sondern hier auch keine andere Stellung mehr in der Branche finden. Ich bitte zu bedenken, daß es sich hier um Aussagen gegen ein Mitglied einer der größten und kapitalkräftigsten Industrien des Landes handelt."

Wieder werden Ausrufe des Unwillens laut, die diesmal vom Richter nicht gerügt werden.

Adams: „Was berechtigt Sie zu dieser Annahme, daß die Zeugen ein solches Schicksal zu fürchten hätten?"

Roland: „Meine Erfahrungen. — Ich brauche nur zu erwähnen, daß mir einmal mit Entlassung gedroht wurde, nur weil ich bei einer Großaufnahme Binnies gegen die zu starke Beleuchtung Bedenken äußerte. Die Folgen gaben mir recht. Binnie trug eine Verbrennung der Augen davon — bei den damaligen Lampen ein bekanntes Übel. Aber das störte niemand, daß das Kind unerträgliche Schmerzen zu erdulden hatte. Einen Tag Schonung, Umschläge — und dann von neuem vor die Lampen!"

Adams: „Und was noch für „Verbrechen"?"

Roland: „Das ganze Leben dieses Kindes war eine Kette von Plagen, Entbehrungen und Verzicht wie das eines jeden amerikanischen Filmstars."

Adams: „Das sind allgemeine Redensarten. Ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen."

Roland: „Dann muß ich, um mich verständlicher zu machen, etwas weiter ausholen."

Adams, in Erwartung schlimmerer Ausfälle, boshaft lächelnd: „Holen Sie so weit aus, wie Sie wollen."

Roland: „Leute, die außerhalb der Filmbranche stehen, glauben, das Leben eines Filmstars sei höchst beneidenswert und genußreich. Aber das Gegenteil ist der Fall. Wenn ein Filmschauspieler den ersehnten Welterfolg endlich erreicht hat, so gehört er nicht mehr sich selbst, sondern wird zum Sklaven seines eigenen Ruhmes. Gönnt er sich eine längere Erholungspause, so wird er schnell vergessen, oder er leidet Qualen der Angst, vergessen zu werden. So wird sein Leben ruhe- und rastlos, eine ununterbrochene nervenzerstörende und gesundheitvernichtende Plage und Arbeit. Er hat keine Zeit und kein Recht mehr, ein Privatleben zu führen. Er darf nicht essen, was er will, denn sein Gewicht ist vertraglich festgelegt. Er darf nicht tun, was er will, denn jede Minute seines Lebens ist bespitzelt. Er darf nicht sagen, was er will, denn jede Äußerung wird ihm erst im Mund herumgedreht und dann veröffentlicht. Eine Filmschauspielerin kann sich nicht kleiden, wie sie will, sich nicht bewegen, wie sie will, sondern nur so, wie es ihr Typ auf der Leinwand erfordert. Ein Filmstar darf nicht einmal d e n k e n, was er will, nicht einmal f ü h l e n, was er will, denn er muß ganz und gar das sein und bleiben, was sich das Publikum nach seinem Bild auf der Leinwand von ihm vorstellt. — Und was ist der Gegenwert für diesen Verzicht auf ein eigenes Leben, auf eine eigene Seele? — Für die wenigen wirklichen Künstler beim Film mag es die Freude an der großen Leistung sein. Aber welches ist der Gegenwert für die Mehrzahl dieser „Sterne", die in Wirklichkeit oft nichts sind als arme Hohlköpfe und belanglose Gänse, denen die Natur zufällig ein „photogenisches" Gesicht verliehen hat und die dann auf mehr oder weniger zufällige Art, auf mehr oder weniger geraden Wegen zu ihrem Ruhm gekommen sind? Der Gegenwert für sie ist: Befriedigung ihrer Eitelkeit. Wer kennt die Gesichter der großen stillen Arbeiter unter uns? — der großen Erfinder und Gelehrten? — der wahren Wohltäter der Menschheit? Wer interessiert sich für sie? Wer kümmert sich um sie, wenn sie irgendwo erscheinen? Aber diese Hohlköpfe und Gänse, von denen ich spreche — sie sind die Lieblinge und Idole des Volkes. Jedes Kind kennt ihre Züge, — auf jeder bedruckten Seite begegnet man ihren Larven — keine Zigarette, kein Hühneraugenmittel kann ohne ihre beigefügten Gesichter bestehen. Man kennt ihre angeblichen Lieblingsblumen, man bucht ihre plattesten Ausdrücke, man erwartet sie stundenlang im Gedränge vor den Bahnhöfen und vor den Hotels, wie Helden! Man verehrt sie wie Halbgötter! Man balgt sich um ihre weggeworfenen Zigarettenstummel . . . D a s und das allein ist der Gegenwert für ihren Verzicht auf ein wirkliches Leben. Denn noch nicht einmal Geld bleibt ihnen zum Schluß. Die Steuerbehörden, die Schmarotzer, die unumgängliche Propaganda und Repräsentation . . . das alles sorgt dafür, daß ihr Riesenverdienst dahinschmilzt wie Butter in der Sonne. — Nun, wenn erwachsene Menschen sich entschließen, diesen Handel einzugehen — unter Einsatz ihrer Persönlichkeit, ihrer Gesundheit, ihres Lebens — so ist das ihre eigene Sache. Aber ein Filmkind . . . das ist nicht gefragt worden, ob es diesem Handel zustimmt oder nicht. Es ist gezwungen worden!

Immer heftiger ist Rolands Rede geworden, als er, gleichsam zusammenfassend, zum Schluß kommt: „Ein

Filmkind erhält nicht einmal den zweifelhaften Gegenwert wie die Erwachsenen, denn es empfindet nicht diese alberne Befriedigung der Eitelkeit, weil es noch zu naiv, zu natürlich für solche Verirrungen ist. Und **wenn** es sie doch schon empfindet, diese irrsinnige Befriedigung, so ist es nur desto schlimmer, desto trauriger um ein solches Kind bestellt! Ein Filmkind hat auch nichts von dem verdienten Geld — solange noch welches vorhanden ist —, sondern die Eltern und ihre Schmarotzer sind es, die sich davon ein schönes Leben machen. **Sie** essen, was ihnen schmeckt, **sie** tun, was ihnen beliebt, **sie** sagen, was ihnen paßt, denn um ihr Tun und Lassen, um ihr Aussehen und Benehmen kümmert sich niemand. Sie haben nur **eine** Aufgabe: die gesetzliche Handhabe zu der Ausbeutung zu bieten, ihre **Erlaubnis** dazu zu geben. Sie haben nur den Transport des Opfers in die Folterkammer . . ."

Vandegrift, aufspringend: „Ich bitte nochmals um Vertagung der Verhandlung, bis mein Klient, der sich in einem krankhaft erregten Zustand befindet, sich einigermaßen beruhigt hat. Ich kann nicht mit ansehen, daß er von der Anklage systematisch zu Ausfällen verlockt wird, die geeignet sind, die öffentliche Meinung in unheilvoller Weise gegen ihn aufzubringen."

Richter Corbett: „Der Angeklagte versucht nur, seinen damaligen Entschluß, Binnie zu kidnappen, zu motivieren und irgendwie zu rechtfertigen, welche Möglichkeit Sie als sein Verteidiger, ihm doch nicht beschneiden wollen? — Ich lehne den Antrag auf Vertagung ab."

Adams, zu Roland: „Also fahren sie fort!"

Peter Roland scheint die Aufforderung nicht zu hören. Er legt seine Hand über die Augen, als müsse er sich erst sammeln.

Adams, in dem Bestreben, Peters aggressive Stimmung nicht erlahmen zu lassen: „Ich finde, daß Ihre Ausführungen zum Teil in direktem Widerspruch stehen zu den Antworten, die Sie Ihrem Verteidiger und mir vorher gegeben haben: — Wenn einem Filmstar trotz aller Arbeit kein Geld übrig bleibt, was für ein Interesse hätten dann Sylvia und Fernando Casilla gehabt, Binnie **gegen** ihren Willen zum Filmen zu zwingen? — Worin soll dann die **Ausbeutung** des Kindes für ihren eigenen Vorteil gelegen haben?"

Roland: „Bei einem Baby-Star bleibt natürlich mehr übrig als bei einem Erwachsenen, denn ein Kind braucht noch nicht zu repräsentieren — keinen Aufwand zu treiben, — hat nicht die Verpflichtungen und Bedürfnisse wie ein erwachsener Star. Ein Baby-Star ist daher das bei weitem beste Geschäft. Das beweist ja auch das große Vermögen, das als Resultat von Binnies Arbeit noch vorhanden ist, dessen Zinsen Sylvia Casilla seit Jahren einkassiert und dessen Substanz sie so eifrig bemüht ist, an sich zu bringen."

Adams: „Wie ist es zu erklären, daß Sie gegen Sylvia Casilla einen solchen Haß gefaßt hatten, da sie doch bei ihrer Verheiratung mit Fernando Binnie schon als Filmstar vorfand, während es **Anna** Casilla, für die Sie angeblich nur Respekt und Verehrung hatten, gewesen ist, die den ersten Vertrag gemacht, also Binnie in die Filmlaufbahn gedrängt hat?"

Roland: „Das ist sehr leicht zu erklären: Anna Casilla hat mir selbst sehr genau erzählt, warum sie sich nach langem Zögern endlich doch dazu entschlossen hatte, das Angebot, mit Binnie nach Hollywood zu kommen, anzunehmen. — Fernando hatte damals schon längst Frau und Kind im Stich gelassen. Die kleine Kneipe warf nicht viel ab. Anna wollte, schon des Kindes wegen, so schnell wie möglich dieses unangenehme Milieu verlassen. Außerdem war sie von schwacher Gesundheit und fürchtete, daß im Falle ihres Todes Binnie ins schlimmste Elend geraten könne. Sie fühlte sich also verpflichtet, die Gelegenheit wahrzunehmen, für Binnie ein kleines Vermögen beiseitezulegen. Sie hat aber das Angebot eines fünfjährigen Vertrages glatt abgelehnt und nur einen dreijährigen Vertrag unterzeichnet. Nach Ablauf dieses Vertrages sollte Binnie nicht weiterfilmen, sondern Anna wollte dann mit ihrem Kind Hollywood verlassen und nach ihrer Heimat in Deutschland zurückkehren. Solange Anna Casilla lebte, ist Binnie auch nie überanstrengt worden, denn Anna hatte, unter Zuhilfenahme eines Anwalts, darauf bestanden, daß in den Vertrag eine Menge Klauseln aufgenommen wurden, die jede Überanstrengung und jede gesundheitliche Schädigung Binnies unmöglich machten. — Erst nach Annas Tode und nach Fernandos Verheiratung mit Sylvia Fenn begann die schamlose Ausbeutung. Es wurde ein neuer Vertrag abgeschlossen, in dem man — offenbar gegen eine entsprechende Erhöhung der Gage — alle diese Schonungsklauseln fallen ließ. Und von da ab wurde das Leben Binnies zu einer Marter für das Kind. Ohne Pause folgte ein Film dem andern, denn die Binnie Casilla-Filme gingen weg wie die warmen Semmeln und brachten ein Riesengeschäft. Aber dieses Geschäft war zeitlich beschränkt, denn ein Kind bleibt nicht immer ein Kind, und so wollte die Gesellschaft möglichst jeden Tag ausnützen. In der fürchterlichsten Hitze mußte Binnie unentwegt arbeiten, und in den Pausen zwischen den Aufnahmen steif und still dasitzen, damit die Schminke, die Frisur, das Kostüm nicht litten. Zum Spielen kam das Kind nie, denn in der Erde buddeln macht häßliche Fingernägel — und wenn man mit dem Roller fährt, kann man auf die Nase fallen, was das Gesicht für ein paar Tage unphotographierbar machen kann — und wenn man im Garten umhertollt, kann man sich erkälten — und wenn man mit andern Kindern zusammenkommt, kann man sich vielleicht die Windpocken holen — und alles das bedeutet den Ausfall von Drehtagen, also den Ausfall von Einnahmen. Binnie zeigte, als sie ihr sechstes Lebensjahr überschritten hatte, weder mehr Lust noch besonderes Talent für den Film. Ihre Erfolge beruhten nur noch auf der früher erworbenen Beliebtheit und ihrem reizenden Äußeren. Den Grad von Naivität und Unbewußtheit, der ihr in den ersten Jahren bei der Arbeit zu Hilfe kam, hatte sie nicht mehr. Sie litt also nur unter diesem Beruf, der ihr keinerlei Befriedigung verschaffte, sondern sie nur des natürlichen Rechtes auf das Leben eines Kindes beraubte. Sie litt unter der Überanstrengung — sie litt darunter, daß man ewig an ihrem Gesicht herumdokterte — ihr die Zähne befeilte, um ihr Gesicht kindlich zu erhalten — ihr die Haare färbte, als diese dunkler zu werden begannen — ihr die Augenbrauen auszupfte. Sie litt unter den immer wiederkehrenden schmerzhaften Augenentzündungen. Aber am meisten litt sie unter dem Verlust ihrer geliebten Mutter — unter der Kälte und Lieblosigkeit der Frau, die ihr die Mutter hätte ersetzen sollen — unter der Gleichgültigkeit ihres verluderten Vaters. Und in all diesen Qualen und in all ihrer Verlassenheit hatte sie nur einen Freund und Vertrauten — und der war **ich**! Sie selbst hat mich unzählige Male flehend gebeten: „Peter, nimm mich weg von diesen Leuten!" **Von diesen Leuten!** — so sprach ein achtjähriges Kind von seinem Vater und von der Frau, die Mutterstelle an ihr vertreten sollte! Welches Maß von Lieblosigkeit muß dazu gehört haben, um ein Kind von so geduldiger und sanfter Veranlagung wie Binnie zu solchem Ausspruch zu bringen! — Aber ich war machtlos. Jedes Wort, das ich gegen diese Überanstrengung Binnies laut werden ließ, trug mir nur Drohungen mit Entlassung ein. Aber ich **wollte** bleiben, damit Binnie nicht auch noch ihren einzigen Freund verlieren sollte. Denn dieses Kind, dem scheinbar die Liebe der ganzen Welt zuströmte, verbrachte seine Tage in einer Öde und Wüste von Lieblosigkeit! — Ich habe auch ein paarmal schriftliche Anzeigen an gewisse Behörden gemacht. Ich weiß nicht, ob es die zuständigen waren, jedenfalls habe ich nie eine Antwort bekommen. Ich weiß nicht einmal, ob es in diesem Lande Behörden gibt — wie in den europäischen Ländern —, denen es obliegt, Kinder vor der Ausbeutung durch den Film zu schützen. Ich weiß nur, daß ich von ihrer Tätigkeit nichts bemerkt habe! — Und nun, Mister Adams, werden Sie wohl begreifen, weshalb ich den Entschluß faßte, Binnie der Gewalt dieses Schurkenpaares zu entreißen! Der letzte verbrecherische Anschlag gegen Binnies Gesundheit gab nur noch den letzten Anstoß zu meinem Entschluß!"

Adams, mit erhobener Stimme: „Und wenn Sie so an dem Kind hingen, wie Sie behaupten, da haben Sie, als

Ihnen ein anderer zuvorkam — wie die Verteidigung behauptet — und Binnie kidnappte — ein wirklicher Verbrecher . . . da haben Sie sich um die ganze Angelegenheit überhaupt nicht mehr weiter gekümmert? Und als Sie lasen, daß man Sie im Verdacht hatte — und als Sie lasen, daß das Kind von einem Erpresser mit dem Tode bedroht wurde . . . da sind Sie ruhig in der Verborgenheit geblieben? — sind nicht zur Polizei gelaufen, um sich zu rechtfertigen? — haben nicht versucht, mitzuhelfen, daß dem Räuber seine Beute entrissen würde, damit er seine fürchterliche Drohung nicht ausführen konnte? Das soll ich Ihnen glauben?"

Roland, in höchster Erregung: „Nein, das sollen Sie mir nicht glauben! Und ich habe auch nicht behauptet, daß ich mich allein in jenem Versteck verkrochen hätte! Mit Binnie habe ich mich dort versteckt! Denn ich habe sie gerettet! Ich habe Fernando Casilla im Garten niedergeschlagen! Ich war der vermummte Mann! Ich habe Binnie Casilla entführt!!"

— Im Saal ist eine tolle Erregung entstanden. Schreie von Frauen gellen. Die Leute springen in der Aufregung von ihren Sitzen empor. Polizisten bereiten sich, auf einen Wink des Richters, zum Eingreifen vor. —

Adams, auf Roland eindringend und ihn anschreiend: „Und dann haben Sie mit Ihrem Komplicen den Erpresserbrief verfaßt und abgesandt! Und als Sie sahen, daß es keine Möglichkeit gab, die hunderttausend Dollar einzustreichen, da haben Sie, wie Sie es angedroht, aus Wut und Rache das Kind ermordet!!"

Roland: „Ich habe keine Erpressung versucht!! Ich habe keinen Komplicen gehabt!! Ich habe Binnie nicht ermordet, sondern . . ."

Adams: „Und der blutige Schlafanzug . . .?"

Roland: „Sylvia hat zweimal nach mir geschossen! Ein Schuß davon hat Binnie in den Rücken getroffen!"

— Das Publikum ist in seiner Erregung kaum mehr zu bändigen. Der Lärm wird immer größer. Aber die Stimmen von Adams und Roland übertönen alle anderen. Sie brüllen sich ihre Worte gegenseitig ins Gesicht. Es sieht aus, als wollten sie sich gleich aufeinanderstürzen. —

Adams: „Und an diesem Schuß ist sie gestorben? — nicht wahr? Und nur aus Angst, für den Mörder gehalten zu werden, sind Sie dann geflohen? Wie? Das wollen Sie mir weismachen?!"

Roland: „Keineswegs will ich das! Denn Binnie ist überhaupt nicht gestorben! Sie lebt! Verstehen Sie mich?! Binnie Casilla lebt!! Und wenn mir die Gerichte die Garantie geben, daß sie nicht wieder dieser Verbrecherin ausgeliefert wird, dann wird sie hier in diesem Saal erscheinen und . . ."

Mit einmmal steht Leon Vandegrift in der Mitte des Saales: „Wahnsinniger Sie!" brüllt er seinen Klienten an. „Nein, Binnie Casilla kann nicht hier erscheinen!" Und zum Richter gewendet. „Ja, sie hat gelebt bis vor wenigen Wochen! Erst jetzt ist sie einem wirklichen Verbrecher in die Hände gefallen! Sie ist gekidnappt worden oder ermordet! Jetzt erst ermordet — im Auftrage von Sylvia Casilla und von niemand anderm! Irgend ein Schurke hat ihr verraten, daß Binnie noch am Leben war und wo sie sich befand! Der Angeklagte wußte bis zu diesem Augenblick nichts von diesem Verbrechen!"

Während dieser Worte ist im Saal Totenstille eingetreten. Aller Blicke richten sich jetzt auf Peter.

Der steht wie versteinert, starrt auf Vandegrift — mit irren Augen. Dann greift er wie Halt suchend, um sich und bricht lautlos zusammen. Sein Körper rollt noch über die Stufe des kleinen Podiums herab und bleibt dann regungslos liegen.

Ein unbeschreiblicher Tumult bricht im Saale aus. Irgend jemand schreit: „Vandegrift, du bist der größte Mime des Jahrhunderts! Ich engagiere dich für meinen nächsten . ." Die Stimme erstickt in einem gurgelnden Laut, denn der Nachbar des Schreiers hat diesen an der Kehle gepackt . . . Aus einer andern Ecke hört man Schimpfworte, denen knallende Ohrfeigen folgen. Die Worte des Richters, der die Sitzung für geschlossen erklärt, gehen im Lärm unter. Der Gerichtsausrufer fordert mit Posaunenstimme die Leute auf, den Saal sofort zu räumen. Die Polizei wirft sich auf das Publikum — drängt es mit Gewalt hinaus.

Für die Presseleute bedarf es keines Zuredens: Mit Rippenstößen kämpfen sie sich zu den Ausgängen durch, denn nun haben sie wieder alle Hände voll zu tun.

(Fortsetzung folgt.)

Der Spiegel im Herzen.

Eine Geschichte von Heinrich Zerkaulen.

Wer von uns möchte behaupten, daß er unbeschwert, ganz und gar auf seine eigene Verantwortung gestellt, durch das Leben ginge, daß er nach keinem Himmel und nach keinem Teufel zu fragen brauchte?

Matthias Löck war solch ein Mensch, ein wenig hochfahrend, sehr selbstbewußt,ein Mann von gewichtiger Bedeutung, einer, auf dessen Urteil man in der Stadt etwas gab, den zum Freund zu haben nützlicher schien denn umgekehrt.

Matthias Löck hatte es zu etwas gebracht.

Neulich heiratete seine einzige Tochter einen jungen Maler. Hundert Meter weit entfernt seiner eigenen Wohnung lebte das Paar jetzt, auf der gleichen Straße, die Matthias Löck zu dieser Stunde schon mehrere Male in Gedanken hin und her schritt. Seinen Wagen hatte er abgeschafft, seitdem die Frau ihm gestorben war.

„Warum soll ich dem Tode kilometerweise entgegenfahren? Ich habe keine Eile mehr", lautete die Antwort, als gute Freunde ihn mit einigem Erstaunen fragten.

Matthias Löck kam aus dem Theater, angeregt, stillheiter, ein wenig müde. Jetzt war er am Hause der verheirateten Tochter angelangt. Es brannte kein Licht mehr hinter den Fenstern, nur ein Flügel zur ebenen Erde stand offen.

Es fiel Matthias Löck ohne jeden Zusammenhang ein, daß hinter diesem geöffneten Flügel der Schreibtisch seines Schwiegersohns, des Malers, stand, und daß dicht daneben an der rechten Wand ein letzt vollendetes Porträt hing: das Bildnis des Herrn Matthias Löck.

In diesem Augenblick langte aus dem dunklen Zimmer über den kleinen Vorgarten hinweg eine Hand zu dem einsamen Wanderer hin. Matthias Löck erschrak. Er hatte die unklare Empfindung, diese Hand gehöre zu dem verzeichneten Arm seines Porträts. Was aber wollte sein eigener Arm von ihm, daß er ihn anhielt?

Und schon schwang sich ein junger Mensch über die Brüstung des Fensters, dessen ganze Gestalt ebenfalls verzeichnet schien.

Nicht wahr — man sagt nicht gleich jedem Menschen seine Meinung ins Gesicht, unter Umständen schon gar nicht dem eigenen Schwiegersohn, wenn man ihm Modell gestanden und das Porträt schlecht ausgefallen ist.

Schlecht? Ach — das war schwer zu sagen. Es schien eher verzeichnet: zwei Köpfe in einem, so verrückt das klingen mochte. Da war ein junger Matthias Löck in einen alten, jetzigen Matthias Löck hineingemalt.

Die Augen schienen zu fragen: was ist aus dem Mund geworden und umgekehrt. Die zurückfliehende Stirn stolperte über Falten, die den Weg verlegt hatten, kleinliche Falten, die von Alltagskram und Hokuspokus herrührten, über die der junge Löck einst sieghaft hinweg geschritten war.

Das Gesicht war also verzeichnet. Möglicherweise trug der Maler keine Schuld daran. Das wußte aber nur ein Eingeweihter festzustellen, eben Matthias Löck selber.

Kurzum, es war ein ungewöhnliches Bild. Matthias Löck hatte keine Andeutung gemacht, es für sich erwerben zu wollen.

Und nun stellte sich dieser verzeichnete Mensch ihm jetzt in den Weg. Obwohl es dunkel war auf der Straße, erkannte ihn Matthias Löck sogleich als ein Stück von sich selber.

„Ach —", sagte er.

Doch der Schatten antwortete nichts weiter denn: „Du?"

Man hörte das Fragezeichen in seiner Stimme. Dann machte der Schatten eine weitausladende Bewegung mit der Hand, eine beinahe höhnische Verbeugung, daß sein Rücken

spitz gegen den Himmel stach, und schwang sich wieder wortlos durch das Fenster zurück in das dunkle Zimmer.

Matthias Löck griff nach dem Herzen. Er taumelte. Er fühlte, daß ihm alles Blut aus dem Gesicht gewichen war, er faßte das Eisengitter des Vorgartens, um nicht umzusinken.

„Ich sterbe ja", ging es ihm durch den Sinn. Aber das stimmte offenbar nicht. Die Erregung, so unvermutet sie gekommen, so rasch verflog sie. Matthias Löck schämte sich. Alle Haltung war von ihm abgefallen, sicherlich die Hälfte seines Körpergewichts dazu. Er blickte sich um. Kein Mensch war zu sehen.

Da setzte sich Matthias Löck auf die steinerne Einfassung des Gitters. Was hatte der Schatten zu ihm gesprochen? Nichts. Und das war das Grausame. Nichts. Der junge Matthias Löck kannte den alten nicht wieder, hatte nur eine höhnische Verbeugung für ihn, als pfeife er auf alle mühsam errungene Äußerlichkeit. Matthias Löck erschrak noch einmal, tief im Herzen. Der Mond lugte wie eine grelle Fackel um das Haus, als freue er sich, diesen hochgeehrten Mann so nackt da sitzen zu sehen. Bald darauf aber verkroch er sich. Matthias Löck hatte die Hände vor das Gesicht gelegt und weinte: im Spiegel seines Herzens schämte er sich vor dem jungen Matthias. —

Was sollen viele Worte? Vielleicht geht es uns allen einmal so, wenn wir geehrt werden wie der hochgeehrte Matthias Löck.

Manche, die mit ihm zu tun hatten, meinten plötzlich, Matthias Löck habe sich sehr zu seinem Vorteil verändert. Er sei gütiger, zuvorkommender, sogar schlichter geworden. Sein Einfluß sei dadurch um nichts gesunken, im Gegenteil, ihn zum Freund zu haben, sei unschätzbar.

Übrigens machte Matthias Löck wenige Tage nach diesem nächtlichen Vorkommnis seiner Tochter einen Besuch. Er wußte es so einzurichten, daß man in jenem Zimmer saß, wo dicht am Schreibtisch des Malers von der Wand herab das letztvollendete Porträt hing.

Matthias Löck blickte es wiederholt ein wenig unsicher an und sagte beim Aufbruch unvermittelt: „Das Porträt möchte ich doch erwerben. Über den Preis werden dein Mann und ich uns schon einigen."

Die junge Frau blickte überrascht auf. Wenn der Vater ein Bild kaufte, mußte es gekonnt sein. Bei Matthias Löck hingen Bilder, auf die jedes Museum neidisch war. Die junge Frau fühlte sich in ihrem Manne geehrt und küßte froh und dankbar den Vater.

Eintritt verboten!

Heitere Skizze von **M. von der Osten-Sacken.**

Ruth kam aus dem Dienst. Ruth wollte durch den Schloßpark gehen. Am Eingang hing ein Schild: „Eintritt verboten! Die Schloßverwaltung."

Ruth war wütend. Nie war dieser Weg sonst gesperrt! Sie sah sich um. Der Weg war menschenleer. Nach drei Schritten stand sie hinter dem Tor und bog hinter der Mauer ein. Nun war sie von außen nicht mehr sichtbar, und im Park traf man um diese Jahreszeit noch niemanden. Sie hörte Schritte. Aus einer Seitenallee kam ein junger Mann in Forstuniform. Nun rannte sie ausgerechnet so einem von der Schloßverwaltung in die Arme, der nicht spaßte!

Gerade wollte Ruth einbiegen, um eine Begegnung zu vermeiden, da wandte sich auch der junge Mann um und ging eilig einen anderen Seitenweg hinunter. „Der will mir den Weg abschneiden!" dachte Ruth. „Ich kenne diese Burschen von der Schloßverwaltung. Nicht das kleinste Vergnügen gönnen die dem Menschen!"

Während der nächsten halben Stunde rannte Ruth kreuz und quer durch den Park, um eine Begegnung mit dem Fremden zu vermeiden und traf doch überall mit ihm zusammen, das heißt, sobald Ruth ihn erblickte, bog sie ab, um nach fünf Minuten wieder dem unglücklichen Grünrock zu begegnen. Es war wie verhext! Ruth faßte den heroischen Entschluß, ohne Rücksicht den geraden Weg zum anderen Ausgang hinunterzurennen. An der großen Buchenallee startete sie zum Endspurt! Bums! Der Fremde hatte entschieden, von der Seite kommend, dieselbe Absicht. An der Ecke prallten sie aufeinander. Ruth faßte sich zuerst. Nun konnte nur Frechheit helfen!

„Haben Sie keine Augen im Kopf?" schrie sie. „Sie Nurmi, Sie! — Und überhaupt, ich bin schon auf dem Wege zum Ausgang, Sie brauchen mich also gar nicht erst aufzuschreiben. Geld habe ich sowieso nicht!" Ruth holte tief Atem und schwenkte unternehmend ihre rote Kappe.

„Entschuldigen Sie bitte, ich wußte nicht — — ich finde den Ausgang nicht — —"

Ach, der war gar nicht von der Schloßverwaltung! Ruth wurde dem Fremdling gegenüber augenblicklich freundlich und grenzenlos selbstsicher.

„Sie sind wohl fremd hier?" fragte sie etwas von oben herab.

„Ja!" sagte der junge Mann.

„Haben Sie eigentlich das Schild am Eingang nicht gesehen?" fragte Ruth kriegerisch.

„Doch, aber der Park war so schön, und schließlich wollte ich ja nur durchgehen!"

„Da haben Sie wohl geglaubt, daß ich — —"

„Ja, haben Sie denn nichts hier zu sagen?"

„Nein", meinte Ruth zögernd, „offen gestanden, ich dachte, Sie gehörten zur Schloßverwaltung und paßten hier auf!"

Da lachte der junge Mann. „Also Sie dachten, daß ich — und ich dachte, daß Sie. Na, dann können wir ja gemeinsam dieses verbotene Paradies verlassen!" Das taten sie, aber es dauerte ungewöhnlich lange, bis sie zu dem zehn Minuten entfernten anderen Ausgang gelangten! Da hing auch ein Schild: „Eintritt verboten. Die Schloßverwaltung."

„Schade!" meinte der junge Mann.

„Was ist schade?"

„Daß der Eintritt verboten ist. Sonst hätte man sich vielleicht nochmals hier treffen können . . ."

„Ach", meinte Ruth, „so schlimm ist es ja nun wieder nicht, wenn man aufgeschrieben wird!"

„Ja, wenn Sie meinen . . ."

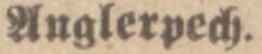
„Ja, ich meine!"

„Also dann morgen, um dieselbe Zeit, hier am verbotenen Eingang!" Fröhlich trennten sie sich.

Im Vorübergehen strich Ruth leise mit der Hand über das Schild: „Eintritt verboten! Die Schloßverwaltung." Nettes Schild! Sympathische Schloßverwaltung!



Lustige Ecke



Anglerpech.



„Sonderbar, daß es heute gar nicht anbeißen will!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.